

Das Kaimundtheater brachte „Zwei Herzen“, von Richard Posse. Gewiss kann Gefühl allein ohne nicht genügen; wer in ihren conditions un peu gênantes, wie Barrès neulich sagte, wirteln will, muß Mache haben. Aber dieses so trostlos langweilige Stück zeigt wieder, daß Mache allein noch weniger genügen kann, wenn sie nicht im Dienste eines Gefühls ist. Man mag an derlei technischen Uebungen ein gewisses Interesse des Verstandes nehmen, wie wenn man einen Virtuosen auf einer stummen Claviatur spielen sieht: es ist ja ganz hübsch, wie geschwind und heftig die Finger auf den Tasten laufen, aber man wird es doch bald müde, keinen Ton zu hören. Und so beschäftigt sich, was Goethe schrieb, daß es „im Grunde besser ist, ein verworrenes Stück machen als ein tantes“. Aller Eifer der Schauspieler kann da nichts ändern. H. B.

### Bücher.

Sociales Christenthum. Vorträge und Aufsätze von Julius Werner, evang. Pfarrer. Dessau, 1895, Paul Baumann.

„Im Lichte der christlichen Lebensauffassung“ will der Verfasser die großen sozialen Fragen der Zeit betrachten, und so bespricht er denn vielerlei Dinge mit dem redlichsten Eifer des Predigers, preist den ethischen Charakter der Arbeit und die Bedeutung der christlichen Familie, klagt über die Schlechtigkeit der modernen Presse und Literatur, tadelt den „Gefühlssocialismus“ Leo Tolstois und beurtheilt ausführlich die Judenfrage, letzteres allerdings in der durch Stöcker und Dühring canonisch gewordenen Auffassung. Viel Theologie und wenig Christenthum, viel Ethik und nichts von Socialismus: das scheint, nach diesem Buche zu schließen, für den Verfasser die richtige Mischung zu sein, um sociales Christenthum zu bereiten. Auch die orthodoxen Pastoren sind ja unzufrieden geworden mit der heutigen Gesellschaftsordnung: aber das Höchste, was sie wagen, ist, den Besitzenden eine ängstliche Predigt von den „Pflichten des Besitzes“ zu halten. Das können sie um so leichter thun und jene um so unbedenklicher annehmen, als es sich dabei immer nur um Pflichtgebote der Moral, der Ethik handelt, neben welchen die geltenden materiellen Rechte des Besitzes strenge anzuhalten werden. Letzteres ist aber bei dem „bösen Materialismus unserer Zeit“, gegen den Pastor Werner so heftig zu Felde zieht, doch die Hauptsache! Die Theologie liebt es, das Leben und die Welt aus der lustigen Höhe der Dogmatik von oben her zu betrachten und zu beeinflussen: so ist es denn vielleicht sehr theologisch, aber herzlich wenig socialpolitisch, wenn der Verfasser sich gegen jene christlich socialen Pastoren wendet, die da meinen, daß alle sociale Reform von unten nach der Höhe streben müsse, die soweit gehen, Jesus als Volkstheokrat, als „Proletariatskönig“ zu preisen. Das sei, meint Herr Werner, eine unrichtige Anschauung, gerade aus dem Evangelium und der Leidensgeschichte Jesu lasse sich klar erkennen, wie undankbar die große Masse sei, die zuletzt immer das: „Kreuziget ihn!“ ruft. Darum sei das wichtigste die „gute Leitung“ des Volkes: die unerlässliche Vorbedingung für diese aber die Gewinnung der „führenden Kreise“ für das Evangelium. Und das nennt Pastor Werner: Sociales Christenthum! — Der Verfasser spricht mit Bewunderung von dem christlichen Socialismus Englands, von dem er im Lande persönliche Anschauung gewonnen: aber nach seinem Buche muß man wohl billig bezweifeln, daß diese Eindrücke besonders tiefe und nachhaltige gewesen seien. Sein sociales Christenthum verhält sich zu dem der freien Kirchen Englands wie etwa die preussische Bureaukratie zum lebendigen Selbstregiment! Hier ängstliches Keifen gegen angebliche Auswüchse der Gesellschaft, die im übrigen als die beste der möglichen Welten angesehen wird, eifersüchtiges Festhalten an der „Leitung“ der Massen: dort werththätige Mitarbeit an der Emancipation der unteren Schichten, getragen von dem Gesühle brüderlicher Zugehörigkeit zum arbeitenden, leidenden Volke. Dieser Gegensatz aber ist der Ausdruck eines großen geschichtlichen Processes, der heutige Protestantismus Deutschlands und Englands nur eine logische Consequenz der so verschiedenen socialen und politischen Entwicklung beider Länder: eine gerade Linie führt dort von Bielefeld und John Knox über Cromwell und die Independents bis zu Wesley und Pusey, zu Kingsley, Carlyle und Lyndeb, hier von den kleinlichen „landesfürstlichen“ Epigonen Luthers und Melancthons zu der modernen Völkervereinerung!

Der deutsche Protestantismus hat sich, von oben her ins Volk eindringend, seitdem Luther wider die rebellischen Bauern und communisticen Wiederwärtler geeifert, den Interessen der socialgedrückten Schichten gegenüber stets passiv verhalten, er ist zur Staatskirche, zum staatlichen Machtmittel geworden. In England aber haben die Dissenters geleistet, was die Hochkirche als Institut der herrschenden Classen verabsäumte: den Massen das Evangelium in die Praxis des Lebens umzusetzen. Die Reformation als vollstehende Bewegung hat in Deutschland ihre historische Mission längst, und nicht gerade zugunsten der besitzlosen Classen, erfüllt: wie sollte man also an die socialreformatorische „Mission“ des Pastorenthums unserer Tage ernstlich glauben können!

Dr. J. R.

Gustav Diercks: Geschichte Spaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 1. Band. Berlin 1895. Siegfried Cronbach.

Es kann nicht jedermann die zahllosen Monographien über spanische Geschichte lesen, noch die dickeiligen Compendien der Spanier durchzackern. Die Abfassung dieser knappen Gesamtgeschichte Spaniens in deutscher Sprache ist daher sicher ein verdienstliches Werk, für ihren Verfasser aber, nach eigener Aussage, eine undankbare Aufgabe. Die Geschichte Spaniens bis 1250, — soweit ungefähr reicht der vorliegende Band, — ist so verwickelt, daß eine Darstellung auf 442 Seiten nur die rohesten Thatfachen anführen kann. Sie ist, — vor allem seit 711, — eine „Histoire-bataille“ im schlimmsten Sinne des Wortes, eine monotone Riesensymphonie

von Gewalt und Treulosigkeiten, von ... und Schlächtereien. Auf maurischer Seite finden wir in dieser blutigen Wüste doch noch einige Oasen höchster Cultur und Civilisation. Im christlichen Spanien dagegen bleibt nur ein dichtes Gewirre kriegerischer Erfolge und Niederlagen. Dabei tragen die Helden der verschiedenen Reiche häufig die gleichen Namen, so daß selbst eine äußerlich klare Darstellung dieser einsörmigen Entwicklung sehr erschwert wird. Der Verfasser, ein gründlicher Kenner Spaniens in jeder Beziehung, hat sein möglichstes geleistet. Eine lohnendere Aufgabe wird ihm in der Schlussbände, der Oestern 1895 erscheinen soll, zu lösen bleiben. Dann erst wird ein abschließendes Urtheil möglich sein. Die Spanier selbst werden ihn kaum sehr dankbar sein. Dr. Diercks Sympathien gehören augenscheinlich den Mauren, als den höher Civilisirten an. Ja, er zerstückelt sogar den Kreuz des Sid Campeador, des Nationalhelden. Uns erscheint sein Standpunkt sehr berechtigt. Aber die Spanier haben die „limpieza“, d. i. das reine Blut, die gothische Abstammung, stets höher gehalten, als die Sitten der Civilisation.

M. B.

Arthur Schnitzler: Sterben. S. Fischer, Berlin 1895.

Der Dichter des „Anatol“ und des „Märchen“ ist unter den Modernen einer von den ganz ruhigen und ehrlichen und ganz gediegenen Arbeitern. In seinen Bildern flirmt und tobt es nicht. Wie in einem tiefen, stillen See spiegelt sich in ihnen das summe Antlitz eines Menschen, der mit feierlich ersten Blicken in die Nothwendigkeit der Dinge schaut. Er weint nicht mit den großen Schmerzen der Menschen und lacht nicht mit ihren großen Freuden: aber ein leichtes Mitleid entlocken ihm ihre ewigen Enttäuschungen, ihre ewigen Halbheiten. Fedor Denner kommt ja doch über das Märchen, über die Borurtheile, die er theoretisch so gründlich zerreißt, im Leben nicht hinaus. Das ist beinahe traurig. Und Anatol, der sensitive Dichter Anatol, der pedantische Kenner seiner Gefühle, täuscht sich doch immer ein bißchen, wenn es zur Pointe kommt; seine Erlebnisse sind manchmal düstig schön wie stillstehende Epiphanen, manchmal schwer wie dumpfe Agonien, meistens aber sind sie halbraubig wie die ewigen Blamagen unseres Lebens. In der halbempfundnen Enttäuschung liegt ihre halbe Trauer. In der letzteren aber die Grundbestimmung der sogenannten Wiener Decadence-Poesie. Aus ihr ist die Blamage des Künstlermenschen geschöpft, der gegen das Geströhne gekämpft zu sein glaubt und vom Leben widerlegt wird und aus ihr die Blamage des gründlichen, weiterfahrenen Rudi Leberer, der neben der Liebe vorbeigeht. Viel leichter aber und großzügiger und auch viel lebensflüger ist der „leichtsinige Melancholiker“ Anatol. Ueber seine Blasiertheit hilst er sich hinweg, indem er sie ein bißchen als Seelentiefe und manchmal sogar als feierliche, fast heiligen Ernst drapiert; und wenn er auch noch nicht bei der köstlichen, mythischen Weltabgeschiedenheit eingelehrt ist, die die letzte Sensation des Decadent bleibt, so gefällt er sich doch in jener halb mythischen suggestiven Stimmung, die aus dem raffinierten Parfum des Douboirs Weibrauchblüthe und aus Courtisanen Priesterinnen zaubert. Sonst aber — sonst ist er blasierter und Melancholiker, er weiß, daß alles im tiefsten Grunde traurig ist, weil es ja doch nur Enttäuschungen bringt, weil es ja doch immer „anders“ kommt. Und weil er das weiß, darum hat ihm die Welt nichts wirklich Neues, nichts Ueberraschendes zu sagen, und darum schaut er mit jenen feierlich ersten Augen in die Nothwendigkeit der Dinge. Aus dieser verborgenen Stimmung heraus schreibt er dann Bilder wie die Novelle „Sterben“. Er schreibt sie ohne innerliche, seelische Antheilnahme, bloß mit einer vorsichtigen, genauen Feder. Er ist ganz Arbeiter. Seine Menschen und ihre Schicksale nimmt er wie früher — als er noch seine „eigenen Stücke“ schrieb — aus langsam gereiften stillen Erfahrungen, aber aus äußerlichen, ferngerückten. Pedantisch, wie er ist, schenkt er sich nicht einen jener unendlichen vielen Alge, die er als äußerer Beobachter kennen lernt und sammelt, oder doch in die Außenwelt verlegt, durch sie kontrolliert. Es kommt ihm z. B. die Leidensgeschichte eines Kranken in den Weg, der sein letztes Lebensjahr im Bewußtsein des nahen Endes verbringt. Er individualisirt den Fall nur mit wenigen Strichen. Aber das Allgemeine, das Typische daran arbeitet er mit der ruhigen und gediegenen Freude am Gegenständlichen heraus, die nun einmal dem reifen Künstler zu gehören scheint. Es läßt sich vielleicht mit dieser Art von Arbeit in einzelnen compositorischen oder stilistischen Hilfsmitteln rechten, in der Hauptsache wird sie bedingungslos anerkannt werden, und unangefastet bleibt die selten seine und fast eifersüchtig ehrliche Intention des Buches, die sich in keinem Momente zu einem leichtem, auf irgend einem Seitensprung erzielten Effecte herabläßt. A. G.

### Revue der Revuen.

In den „Preussischen Jahrbüchern“ berichtet S. Blümner über das Verwaltungswesen, das Rechts- und Familienleben Aegyptens in der Kaiserzeit nach den neuesten Papyirusforschungen. Steuerbefreiung und Steuerquittungen zeigen, daß die Grund-, Einkommen- und Gewerbesteuer in ähnlicher Weise wie heute veranlagt waren. Aufnahmen des Personen- und Viehzahles besorgten die Aufgaben der heutigen Volks- und Viehzählungen. Die Personenstandlisten enthalten nebst den Angaben über Geschlecht, Alter und Gewerbe noch das eingehendste Signalment, welches auch in allen vorgefundenen Sterberegistern enthalten ist. Die Vergabung der durch zahlreiche Stotagegebühren sehr einträglichen Priesterstellen fand auf dem Wege der Versteigerung statt. Die erhaltenen Gerichtsprotokolle und sonstigen Actenstücke gewähren einen vollständigen Einblick in das damalige Rechtsleben, und die vorgefundenen Familienbriefe lassen darauf schließen, daß die Beziehungen zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern und zwischen den Verwandten nicht minder innig als heute gewesen sind. — Ferner scharf gegripelt. Verfasser jenes Aufsatzes bekennt sich zum Wunderglauben. Er habe mit Ungebuld auf das Buch des Dr. Korum gewartet, um aus ihm die Ueberzeugung von der Wahrheit der Gnadenerweise bei Ausstellung des heiligen Rodes zu Trier im Jahre 1891 zu schöpfen. Statt der von Korum verprochenen und vom Verf. erhofften actenmäßigen Darstellung von Wundern beschwört das Buch den Hohn und Spott heraus und nöthige die moderne Wissenschaft mit Tacten darauf „als auf einen neuen schlagen den